In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 46. Posen, den 25. Februar 1928. 2. Jahrg.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

83. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Bransen wehrte sich nicht. Er wollte sich nur ebenfalls beherrschen, so gut es ging. Er nahm die Zigarre. Die Zigarre kohlte noch. Er rauchte und bemerkte nicht, wie der glühende Aschenstaub wie ein kleines Feuerwerk auf den Boden niederging. Er bemerkte aber, daß Baron Brée nicht allein war. Er war in Begleitung einer waghalsig gekleideten, geschminkten, duftenden Dame, die ihn interessiert musterte.

„Darf ich Sie bekannt machen, Herr Herolder? Dies ist die Prinzessin Hamsuchin!“

Bransen verneigte sich, nahm aber die sprühende Zigarre nicht aus dem Mund. Die Dame duftete sehr stark. Prinzessin Hamsuchin war ein Name, den man ihr schon zutrauen konnte. Die Dame trug ein Hemd aus Goldbrokat, und dies Hemd war bis zum Nabel ausgeschnitten. „Ei, sie trägt ja nichts darunter,“ dachte Bransen und musterte sie ebenso interessiert wie sie ihn. Das Hemd verriet eine vollkommene Linie und legte sich zu beiden Seiten gerade über die Knospen ihrer kleinen Brüste. Der Ausschnitt war zu weiß gepudert. Der Rock war geschlitzt und gab, wenn sie sich bewegte, ihre nackten Beine preis; sie zeigte ihre Beine bis über die Knie. Ihre Arme jedoch waren bis zu den nackten Schultern von weißen Glacéhandschuhen bekleidet. Und die Dame besaß ein Muttermal auf der linken Wange. Bransen bemerkte jede Einzelheit, sonderbarerweise, und er hätte gern ihr Aussehen noch weiter studiert.

„Das ist eine Ueberraschung!“ rief Brée aus, ganz so, als wenn er einen alten, lieben Freund wiedergetroffen hätte. „Eine angenehme Ueberraschung, nicht wahr, Herr Herolder!? Prinzessin Hamsuchin ist begeistert von Ihnen! Ja, Sie sind zweifellos ein großer Mann, die Presse hat nicht im geringsten übertrieben!“

„Es freut mich, Sie so glücklich zu sehen,“ erwiderte Bransen mit ähnlicher Ironie und klopfte dem Baron vertraulich auf die Schulter. „Entschuldigen Sie bitte meine Verblüffung vorhin, aber ich war nicht im geringsten darauf vorbereitet, Sie in Berlin zu sehen.“

„Wie Sie gesprochen haben!“ lobte Brée überschwenglich und versuchte, die Ironie auf die Spitze zu treiben. „Aber im Vertrauen gesagt, was versprechen Sie sich eigentlich von Ihrem Serum?“

„Ich verspreche mir davon einen raschen Tod,“ antwortete Bransen mit bebenden Lippen, und seine Stimme schwoll an. „Ja, Sie lachen?“

Brée lachte nicht; es war die Prinzessin gewesen. „Sie sagen nicht die Wahrheit,“ warf sie ihm vor und tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Hand.

Es schien, als wenn Brée plötzlich nervös wurde. „Eine prächtige Sache, eine prächtige Sache,“ sagte er mehrmals hintereinander und dachte an ganz anderes. „Ja, eine prächtige Sache,“ rief er zuletzt sehr laut, richtete seine Blicke auf Bransen und blieb vor ihm stehen.

Bransen wurde wütend über sein Getue und konnte eine spöttische und unvorsichtige Herausforderung nicht unterdrücken: „Ja, das ist eine prächtige Sache!“ sagte er dreist. „Vielleicht kommen wir aber bald zum Ende; denn ich möchte mich verabschieden.“

Brée lächelte. „Das wird die Prinzessin nie gestatten, lieber Freund! Die Prinzessin hat den Wunsch, mit Ihnen zu soupieren. Darf ich Sie bitten, unser Gast zu sein?“

Bransen legte langsam seine Zigarre fort. Die Qual hörte nicht auf. „Ich danke Ihnen,“ antwortete er und folgte ihnen. Während der Autofahrt hatte er ein Gefühl, als wenn er in einen Abgrund stürze. Der Fall war so tief, daß er den Atem verlor. —

Das Geklirr der Bestecke, das Klingen der Gläser, das Brausen der Musik in dem großen, bizarren, blendenden Speisesaal des unterirdischen Hotels, wohin sie gefahren waren, verwirrte Bransen immer mehr. Er steckte in einem lauwarmen Morast und sank immer tiefer. Ein Kellner flüsterte ihm vertraulich ins Ohr: „Wählen Sie Hummer, mein Herr. Ich werde es einrichten, daß Sie besonders gut bedient werden!“

Oh, eine hervorragende Einrichtung! Bransen nickte und dachte: Henkersmahlzeit! Brée schenkte bereits Sekt in die Gläser. Sie saßen in einer Nische, von der aus man einen glänzenden Ausschnitt des Saales voll lächelnder, schwatzender Damen und Herren überblicken konnte. Es fiel Bransen auf, daß die Prinzessin eine Rose auseinanderzupfte und drei blaßrote Blätter in ihr Glas warf.

Nach dem Souper ließ der Baron Importen und Zigaretten, Liköre und Kognaks auffahren und bediente Bransen selbst. „Nein, diese Brasil kann ich nicht empfehlen,“ tat er besorgt. „Wie wär's mit dieser? Es ist eigenartig, aber man kann zu diesem Kognak nur diese Havanna rauchen.“

Sie setzten sich später in die Halle, wo die riesige Statue Yesters stand; es war, als wenn der Baron seine Gesellschaft absichtlich hierhergeführt hätte.

„Erkennen Sie sie?“ flüsterte er Bransen zu.

Die Prinzessin fragte anstatt seiner: „Wen soll er erkennen?“

„Nun, diese Statue,“ antwortete Brée. „Sie stellt die berühmte Tänzerin Yester dar, die vor einem Jahr erschossen wurde.“

Um zwölf Uhr rauschte die Prinzessin in ihre Gemächer. Bransen sah auf ihre nackten Schultern und auf ihre nackten Beine, bis sie entschwunden war.

*

„Ich hätte Lust, ein bißchen durch die Luft zu laufen, sagte Brée höhnisch. „Wie wär's, Herr Bransen?“

Bransen sagte: „Gut. Aber wenn Sie nichts dagegen haben, so lassen Sie mich meine Zigarre zu Ende rauchen.“

„O bitte,“ beeilte sich Brée zu sagen. „Dann lassen Sie uns auch noch einen Kognak trinken.“

Sie gingen in die Bar mit den blauen Majolikawänden und der goldenen Decke. Der Mixer bereitete einen Drink, der in allen Farben leuchtete und brennend serviert wurde. Geigen winselten, und ein paar Leute tanzten.

„Ihr Wohl Herr Bransen!"

Brée entzündete sich eine Zigarette an seiner brennenden Havanna und meinte freundlich: „Solchen Zufällen ist man ausgesetzt, Herr Bransen! Ich komme aus dem Land der Pyramiden, wo ich schon mit Interesse von dem Serum Christian Herolders vernommen hatte. Was war also natürlicher, als daß ich mir in Berlin angekommen, Eintrittskarten für den Abend des Herrn Herolder besorgte?" Brée schmunzelte. „Stellen Sie sich meine freudige Ueberraschung vor! Seit Yesters Fest hatte ich Sie nicht gesehen! Der Zufall war mir wirklich außerordentlich günstig gesinnt."

„In der Tat, Sie scheinen mit dem Zufall verbündet zu sein, Baron Brée!" antwortete Bransen so ruhig, wie es ihm möglich war. „Es ist ein reiner Zufall, daß Sie mir jetzt gegenüber sitzen. Zufällig leben Sie noch. Es war meine Absicht, auch Sie zu erschießen."

Brée drehte die Zigarette im Mund. Er lächelte überlegen und wurde plötzlich ernst, drohend ernst. „Wie es auch ist, Herr Bransen, Sie haben verloren. Es tut mir leid, daß es so ist. Ich halte Sie für intelligent, wenn auch für einen Phantasten. Diese Intelligenz muß Ihnen befehlen, ebenso wie ich einen Mann zu bedauern, der sich selbst zugrunde gerichtet hat."

„Ein Irrtum, Baron. Ich bin nicht zugrunde gerichtet. Ich bereue auch nicht, wie es in Ihrer Sprache heißt. Ich bedaure lediglich, nicht auch Sie getötet zu haben."

„Sie scheinen sich nichts aus einem Mord zu machen?"

„Nicht das geringste. Meine Arbeit stellt mich jenseits von Gut und Böse. Ich erkenne die geltenden Gesetze nicht an."

„Die geltenden Gesetze erkennen Ihre Ansichten nicht an."

„Meine Arbeit macht die geltenden Gesetze illusorisch. Wenn Sie es noch nicht wissen sollten: ich bin im Begriff, neue Weltgesetze zu schaffen."

Brée lachte herzlich auf. Diese Unterhaltung war gewiß amüsant. Der Baron hatte sich seit langem nicht so gut unterhalten. An Bransens Arbeit glaubte er nicht. Es erging ihm wie den vielen, die den Sinn, den Zweck des Serums nicht begriffen und deshalb nicht an seine Bedeutung glauben konnten. Hätte Brée nur eine Ahnung von dem großen Werk gehabt, so hätte er Bransens Worte wahrscheinlich verstanden.

Ein Lift, der im D-Zug-Tempo stieg, brachte sie auf den Platz. Auf der Straße wartete das Auto des Barons, aber er gab dem Chauffeur ein Zeichen und ging mit Bransen in der Richtung zum Kurfürstendamm. Der Wagen folgte langsam. Dieses Auto, das sie ständig begleitete, machte Bransen am meisten nervös.

„Wo führen Sie mich hin?" fragte Bransen düster.

„Ich führe Sie nirgends hin, wir gehen spazieren." Brée log. Aber sie gingen ganz langsam wie die besten Freunde. Der Baron sah sich sogar einmal nach einer Dame um, die ihm auffiel. „Haben Sie das Profil gesehen?" lächelte er harmlos zu Bransen. Aber Bransen machte sich nichts aus Profilen.

Bransen trommelte mit den Fingern gegen die Hosennähte. Wie war diesem Menschen nur beizukommen? Wäre der Chauffeur nicht gewesen, so würde er den Baron kalt lächelnd umgebracht haben. Aber dieser schlanke, elegante Herr im grauen Cut, dessen blondes Haar einen köstlichen Geruch ausströmte, ging äußerst vorsichtig mit seinem Leben um. Bransen stolperte fast über den Rinnstein. Je weiter sie kamen, desto unsicherer wurde sein Gang. Ein kleines hübsches Café, aus dem Lachen und Musik drang. „Wollen wir hier auf zwei Minuten einkehren, Baron Brée?"

„Gern, wenn es Ihnen Vergnügen macht."

Bransen ließ sich mit Wohlbehagen in einem roten Polstersessel nieder. Der schwarze Kaffee färbte seine Wangen rötlich. Er ließ sich von Brée mit Zucker und Sahne bedienen und betrachtete das freundliche Bild, in dem es viele hübsche Frauen und gutangezogene Männer gab. Auf jedem Tisch stand eine Nelke in schmaler Vase. Diese Nelken bereiteten ihm eine besondere Freude. Die Musik spielte Tschaikowski.

„Lieben Sie Tschaikowski?" fragte Bransen aus seiner erzwungenen Vertiefung heraus.

Brée sah ihn voll Genuß an. Dieser Baum, der sich mit übernatürlichen Kräften beherrschte, imponierte ihm. „Tschaikowski gefällt mir leidlich," erwiderte er. Was Brée gefiel, war lediglich die augenblickliche Situation. Er verlängerte die zwei Minuten zu einer halben Stunde. Was für ein Gefühl hatte diesen Klotz von einem Mann nur bewogen, Yester zu töten? Er sah ganz und gar nicht leidenschaftlich aus. Brée erinnerte sich seines ersten Eindrucks. Er sah Bransen noch im Qualm seines Zimmers sitzen. Ein Schwergewichtsringkämpfer mit gutmütigen Augen. Zu wenig gepflegt um zu Yester zu passen. Ein bißchen Doktor Faust und ein bißchen Scharlatan. Konnte er Yester geliebt haben?

Er richtete eine Frage an ihn, auf die Bransen ruhig erwiderte: „Baron Brée, ich war nicht eifersüchtig, aber ich lasse mich weder verraten noch verhöhnen. Vielleicht war Yester weniger schuldig als Sie."

„Sie haben Yester also geliebt?"

„Nein, aber ich hatte Anspruch auf ihre Liebe."

Brée lächelte.

„Wollen wir gehen, Baron Brée?"

„Bitte."

Auf der Straße spürte Bransen wieder ein leichtes Schwindelgefühl. Wohin führte nur der Weg? Er dachte daran, dem freundlichen Baron einen Stoß zu versetzen und zu fliehen, aber der Chauffeur ließ kein Auge von ihm. Es half ihm nichts. Sie näherten sich einer roten Laterne, der roten Laterne einer Polizeibehörde.

Bransen sah die Laterne, doch er erschrak nicht. Seine Ruhe wuchs mit jedem Schritt. Er fragte sich höchst verwundert: „Bedeutet diese rote Laterne das Ende meiner Arbeit?" Und er bedauerte, indem er die Geschehnisse gewissermaßen aus der Vogelperspektive betrachtete, daß er nicht damals auf Liane gehört hatte. Wie konnte er nur so leichtsinnig sein und vor viertausend Menschen sprechen! Das klägliche Geld, mit dem er Liane imponieren wollte, regnete auf sein Grab. Jetzt hing die rote Laterne gerade über ihm.

Bransen trat als erster durch die Tür, ruhig, unheimlich gefaßt. Der Flur führte in das Arbeitszimmer. Im letzten Augenblick, als seine Hand schon auf der Klinke lag, kam ihm ein Gedanke. „Geben Sie mir noch eine Minute!" flüsterte er.

„Bitte!"

Bransen und Brée gingen unter der Laterne auf und ab. Der Chauffeur war aus dem Wagen gestiegen und stand an einen Baum gelehnt. Bransen sagte, in einem plötzlichen Entschluß um sein Leben kämpfend: „Wollen Sie mich wirklich verhaften lassen, Baron Brée?"

„Gewiß, Herr Bransen."

„Meine Verhaftung bedeutet aber das Ende meiner Arbeit."

„Ihre Arbeit interessiert mich nicht."

Bransen sah nicht die geringste Möglichkeit. Dieser Baron war ein Pferdemensch, der von Medizin nicht mehr verstand wie von der Bodenbeschaffenheit Asiens. Bransen sagte mit erhöhter Bedeutung: „Meine Arbeit ist so gewaltig, daß das Wohl der ganzen Welt von ihr abhängt."

„Das glauben nur Sie, Herr Bransen."

„Sie irren, das glauben die ersten Männer der Wissenschaft."

„Wenn Ihre Arbeit so großartig ist," meinte der Baron, skeptisch die Schultern zuckend, „so werden Sie im Gefängnis Gelegenheit finden, sie zu vollenden."

(Fortsetzung folgt.)

Kopeitkos Kanarienvogel.

Novelle von Ernst Handschuch.

Das Geschäft war zwar klein, aber nun war es doch gekommen, daß der Chef zu seinem Kleinauto für die Buchhalterei eine Rechenmaschine angeschafft hatte.

Justin Kopeitko hatte schmerzlich aufgeblickt und zögernd war er von seinem Platze aufgestanden, als ihn der Chef rief. Sogar dem kleinen Arion, welcher der jüngste war von den Lehrlingen und der die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte Kopeitko stets einem Ruf seines Herrn folgte, im Stillen bewunderte, war dies Zögern aufgefallen.

Der Chef, immerhin ein wenig menschlich, sonst hätte er wohl den Vierundfünfzigjährigen schon lange abgebaut, hatte den Widerwillen seines alten Buchhalters bemerkt. Er suchte diesen, während der Verkäufer der Rechenmaschine eifrig bemüht war, den Mechanismus und die Bedienung seines Apparates zu erläutern, zu beruhigen. Er sprach von der Zeitersparnis, von der Konkurrenz und schließlich von den beiden Mädchen, von denen eine zum Frühjahr schon überflüssig wäre, so er, der Buchhalter, sich bis dahin eingearbeitet hätte, was bei seinem guten Willen und seiner Intelligenz zweifellos der Fall sei. Kopeitko hatte willfährig, wie er es schon seit achtunddreißig Jahren tat, mit dem Kopfe genickt; nur als der Chef sich eingehender der Maschine zuwandte, hatte er sein Gesicht schmerzlich verzogen.

Es war sehr einfach, die Maschine zu bedienen, und die kleine Belegschaft hatte es sehr schnell begriffen. Kopeitko jedoch saß an diesem Abend noch lange an dem Instrument, drehte, stellte und probierte vergeblich. Sein Hirn war wohl in dem Gleichklang der Jahre, in denen er hier gesessen und allein nur zwischen Büro und Heim — er war Junggeselle — gelebt hatte, ein wenig unbeweglich geworden. Er begriff die neue Zeit nicht mehr so recht, und so half sie den Abstand zwischen ihm und der Welt vergrößern. Auch seinen Chef hatte sie berührt und mitgerissen; erst ein Auto und jetzt diese Maschine. Wenn dies alles der alte Herr noch erfahren hätte . . . Justin Kopeitko rann eine Träne über die Wange und fiel in die Tasten, wo sie ein wenig glitzerte, ehe sie verschwand. Kopeitko ging nach Hause, aß, fütterte seinen Kanarienvogel, las die Zeitung und legte sich zur Ruhe. Aber er fand keinen Schlaf. Sein Leben stieg vor ihm auf in schrecklichen, starren Bildern, die sich in leerer Eintönigkeit an ihm vorbeibewegten. Da waren höchstens ein paar Frühlinge, die etwas mehr Farben hatten, oder draußen die Ratsmühle, ein stiller, verträumter Ausflugsort, wohin er seine Spaziergänge zu lenken pflegte, und ganz am Ende sein Kanarienvogel. Schließlich schlief er noch wenige Stunden; doch da kamen seltsame Träume, so wuchs Fips, der Kanarienvogel, ins Riesengroße, ward rund und gelb wie eine Sonne, die dann zerplatzte und einen Kontorstuhl als Rest hinterließ . . .

Kopeitko war matt und müde; es unterliefen ihm Fehler, Pakete wurden falsch dirigiert, Rechnungen zum zweiten Mal herausgeschrieben und dergleichen mehr. Der Chef, der den bekümmerten Alten heimlich beobachtete, schüttelte besorgt und vielleicht schon ein wenig mißbilligend den Kopf. Er wird rapid alt — das war sein Gedanke. Aber auch Kopeitko gefiel dieses Leben nicht mehr, obschon er keineswegs an den Tod dachte. Die Sonnenträume waren immer häufiger über ihn gekommen, und er trug, so zerfahren ihn auch die Zustände machten, die seit der Anschaffung der Maschine ihn befallen hatten, von diesen Träumen her eine geheime Stärkung mit. — Da stand im „Lahrer Hinkenden Boten" eine Geschichte über die deutschen Siedlungen in Brasilien, eine frische, kräftige Schilderung von einem Auswanderer geschrieben, eine freie, gesunde Luft weht darin, das wahre, blanke Leben fiel förmlich heraus aus ihr. Diese Geschichte hatte Kopeitko sehr gefallen, und nun mußte er sie immer wieder lesen.

Eines Abends, ganz zufällig fand er, als er weiter geblättert hatte, im Inseratenteil des Kalenders eine große Annonce, von einer Terraingesellschaft in Rio Grande do Sul aufgegeben, welche Land zu Siedlungszwecken und zu verhältnismäßig günstigen Preisen anbot. Es mag sein, daß diese Annonce in redaktioneller Beziehung stand mit der Geschichte . . . Zwei Tage später, so lange hatte es immerhin gedauert, war Kopeitkos Entschluß gefaßt. Auswandern, ansiedeln, weg von diesen tötenden Maschinen und den Menschen, die deren Diener waren; fort von dieser Nüchternheit und Kälte in die Freiheit . . . Mochten andere dieses hölzerne Leben, dem er vierzig seiner besten Jahre geopfert hatte, fortführen, aber er wollte noch einmal frei sein. Da drüben fände sich schon einer, der ihn unterstützte, wenn er die Barmittel aufweisen könnte. Und die besaß Kopeitko. Er hatte aus einer aufgewerteten Hypothek mehrere tausend Mark zu erwarten, 1932 allerdings, aber dies war sicher, wenn er dem Schuldner die Hälfte erließ, zahlte ihm dieser heute schon bar. Kopeitko begann, seinen Entschluß ganz im Geheimen auszuführen — niemand sollte ihn abhalten. Die geldliche Angelegenheit war sogar besser ausgefallen für ihn, als er erwartet hatte; der Terraingesellschaft hatte er geschrieben, den Abschluß selber würde er in Brasilien tätigen, und die Paßformalitäten waren im vollen Gange. Für morgen hatte er sich den Tag frei gemacht unter irgendeinem Vorwand, er wollte nach F. fahren zum Generalkonsul und sich dann die Schiffspapiere besorgen.

Der entscheidende Schritt war also zu tun. Es war gegen Abend im Spätsommer, die Sonne lag glänzend in den Fenstern, wohlig drang eine milde Luft von draußen herein, und Fips, der Kanarienvogel, sang so klagend und schön. Kopeitko sah ihn lange an, den kleinen Sänger in Gelb, und hörte ihm voller Rührung zu. „Wie bald," dachte er, „aber ich gebe dich keinem anderen, siehe hier," und Kopeitko zeigte auf das Kündigungsschreiben, das er morgen Abend einwerfen wird, „siehe hier," und Kopeitko weinte. Dann aber faßte er sich plötzlich, ärgerlich fast über sein Gerührtsein, öffnete den Käfig und nahm den Gelben in die Hand. „Weißt du was," sagte er, „Fips, auch du sollst in die Freiheit gehen", und damit warf er den Vogel leicht in die Dämmerung. Der Vogel fiel erst wie ein Stein, fing sich dann, ungeschickt genug, und flog gerade hinab in den Hof, welcher leer war. Dort saß er erstaunt und lange. Dann flog er auf ein Mäuerchen. Kopeitko winkte ihm zu, bis ihn mit einem Male ein jäher Schreck schlug. Von einem Schuppendach her, das an die Mauer grenzte, kam eine Katze geschlichen, leise, ganz leise. Sie ließ sich nicht stören, als Kopeitko laut schrie: „Fips, Fips!" — — der aber saß in seiner Unschuld still und dumm und piepste sogar ein bißchen. Kopeitko stürzte die Treppen hinab in den Hof, konnte jedoch nur noch sehen, wie die Katze seinen Fips im Maule davontrug.

Beinahe kam er die Treppe nicht mehr hinauf, es schwindelte ihn und war ihm so schwach; als er oben angelangt war, stand ihm der Schweiß auf der Stirn, und er mußte sich gleich zu Bett legen . . . Sein Chef war ehrlich erstaunt, als er ihn am andern Morgen im Geschäft antraf. „Nun, Kopeitko, trotz Urlaub hier?" — —

Kopeitko lachte wächsern und saß dann emsig hinter den Büchern. In der Mittagspause, als alles fort war, probierte er an der Rechenmaschine, drehte und lernte. Die Sonne legte einen goldigen Fleck auf den blanken Lack, und voller Aerger versuchte Kopeitko, dieses Zeichen der Freiheit mit dem Aermel wegzuwischen.

Der Zarenbart.

Von Michael Zostschenko.

„Zur Aufnahme des neuen Films „Die Verschwörung Rasputin" bittet das Russische Staatskino (Goskino) diejenigen Personen sich zu melden, die eine Porträtähnlichkeit mit dem Zaren Nikolaus II., Purischkewitsch, der Zarin Alice, Wyrubowa, Witte und anderen haben."
(Zeitungsnotiz.)

Ich saß auf dem Boulevard und schaute mit müdem Blick auf die verwelkten Blätter. Sie fielen langsam kreisend auf die vom vielen Regen dunkle Erde herunter und legten sich gehorsam zu den Füßen der Passanten.

Ich hatte Hunger. Ich hatte großen Hunger. Die letzten fünf Zigaretten, die in billiger verknüllter Packung lagen, waren die einzige Nahrungsquelle für einige Tage im voraus. Mir war ganz schwindlig.

Ich saß gedankenlos. Ich bemerkte gar nicht, daß neben mir ein kräftiger Mann mit einem herrlichen Hut stand und sehr eindringlich mein Gesicht studierte.

Endlich hob ich den Kopf und begegnete seinem leuchtenden lachenden Blick.

„Ich bitte Sie sehr, mir Ihr Profil zu zeigen!" sagte der Unbekannte. Ich gehorchte automatisch.

„Jetzt stehen Sie bitte auf!" Ich erhob mich. Er ging um mich herum, indem er ganz befriedigt wiederholte: „Herrlich! Hervorragend! Fabelhaft!"

„Was wollen Sie denn, zum Teufel," platzte ich heraus. Er lächelte.

„Sie sind natürlich arbeitslos. Und haben selbstverständlich Hunger!" Ich schwieg. „Jedenfalls," fuhr er weiter fort, „werden Sie sich nicht versagen!" Und er holte aus seiner Tasche mit seiner dicken Hand im lila Handschuh eine Brieftasche aus Krokodilleder.

Ich schwieg. Er nahm aus der Tasche mit zwei Fingern einen neuen knusprigen Schein heraus. Wir setzten uns hin. „Was den Anzug betrifft, so machen Sie sich keine Sorgen. Es wird schon werden. Kommen Sie morgen ins Atelier. Morgen um 6 Uhr." Und er nannte mir die Adresse.

„Wozu?"

„Wir werden Sie im neuen Schlager-Film aufnehmen. Bezahlung nach Vereinbarung; jedenfalls werden Sie mehr als eine Woche leben können. Einverstanden?"

Ein rauschendes Blatt vom goldenen Ahornbaum fiel mir auf die Knie. Ich zerriß es mit einer energischen Geste.

„Schön!" Er lächelte. „Nehmen Sie vorläufig!" Und er steckte mir den Schein in die Hand. „Auf Wiedersehen, morgen um sechs."

Ich besah mir den Schein. Es war ein Tscherwonetz. Sie verstehen? Ein Tscherwonetz.

Mich überkam eine nervöse Erregung. Ich verspürte einen Zustrom von Kraft, als wenn ich schon ein Paar Beafsteaks hinter mir hätte.

Vor allen Dingen ging ich zum Friseur, so daß ich einigermaßen menschlich aussah. Dann ging ich in die Bar. Ich studierte absichtlich lange die Speisekarte, um mir den bevorstehenden Genuß zu verlängern, in voller Sicherheit, daß er mir nicht entgehen wird.

Nachdem ich mich sattgegessen hatte, ging ich auf die Straße und schmiß meine billigen Zigaretten fort. Zum Teufel! Ich kaufte mir die beste Sorte.

Abends hatte ich schon kein Geld, aber ich hegte die Hoffnung auf morgen und schaute dreist der Zukunft entgegen.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr trat ich in das Zimmer des Unbekannten.

„Sie wünschen?“ fragte er trocken, den Kopf erhebend.
Ich erinnerte ihn an gestern.
„Esel!“ schrie er. „Was haben Sie gemacht?“
Ich stand sprachlos da.
„Den Bart! . . . Wozu haben Sie den Bart abrasieren lassen? Sie sollten doch die Rolle des Nikolaus II. spielen.“
„Den Bart kann man doch ankleben,“ versuchte ich zu sagen.
„Ankleben! Sie verstehen viel! Wir brauchen eine Porträtähnlichkeit.“ Und er zeigte mir die Faust. Drei Wochen mußte ich für den Tscherwonetz arbeiten, indem ich als Statist in den Massenszenen auftrat.
Jetzt sitze ich auf dem Boulevard, und warte, bis mir der Bart wächst.

Der Kampf gegen das Glück.

Im Ziehungssaal der Klassenlotterie.

(Nachdruck verboten.)

Früher zog der Inhaber des Loses selbst das Los. Das ist lange her, und inzwischen hat sich manches geändert. Heute darf niemand mehr selbst die Lose herausnehmen, heute sind Beamte da, die wie die Maschinen arbeiten, und sich nicht darum kümmern, wer spielt und wer gewinnt. Zurzeit wird in Berlin heftig gezogen, jeden Vor- und Nachmittag, bis zum 13. März, und jeden Tag kann man das gleiche Bild beobachten.

Schon bevor der Ziehungssaal geöffnet wird, warten die Menschen vor der Tür, Leute aus allen Schichten, Menschen jeglichen Alters, und doch alle hier von dem gleichen Gedanken beseelt: dabei zu sein, wenn ihr Los mit dem höchsten Gewinn herauskommt, wenn auf ihre Nummer das große Los fällt! Sie alle sind sich einig; kämpfen einen gemeinsamen Kampf gegen das blinde Glück, natürlich jeder für sich, aber alle gegen jeden, der gewinnt, wenn sie leer ausgingen.

Es gibt tatsächlich Menschen, welche glauben, das Glück zwingen zu können, indem sie bei der Ziehung dabei sind; andere denken: ich will mich einmal persönlich in Erinnerung bringen, damit man mich nicht vergißt. Gut; nur, daß es auch Losbesitzer gibt, die dem Glauben huldigen, man dürfe bei der Ziehung nicht dabei sein, sonst würden die Wände des Ziehungssaales auseinanderplatzen. Er ist schon so voll genug.

Trotzdem herrscht beängstigende Stille. Links steht die braune Trommel mit den Gewinnen und den Nieten, rechts die silberne mit den Losen. An jeder Trommel steht ein Beamter, beide greifen gleichzeitig hinein, der eine liest eine Nummer, der andere schweigt . . . dann ist es eine Niete; oder der andere sagt eine Zahl . . ., dann hat das Los gewonnen. So geht das rasch, und ohne Pause. Beide Röllchen werden gemeinsam auf einen Stab gesteckt, nochmals von einem dritten Beamten geprüft, die Zahlen eingetragen. Das einzige, was auffällt, ist die Aussprache der Zahlen; man sagt hier nicht „einhundertfünfzig“ und „zwotausend“, sondern „e e n s hundertfünnefzig“ und „z w e e tausend“.

Hinter der Barriere stehen die Menschen, die Losbesitzer und zukünftigen Millionäre. Denn daß jeder von ihnen einmal das große Los ziehen wird, ist ganz selbstverständlich. Die einen haben ein Notizbuch, und tragen jede Nummer ein, welche einen Gewinn bekommt. Anscheinend haben sie eine bestimmte Tabelle, und spielen nach einem System. Es wird behauptet, daß Nummern, auf die zweimal ein Gewinn gefallen sei, in den nächsten drei Jahren nur Nieten abwerfen.

Andere haben nur eine einzige Zahl im Kopf und in den Ohren: die eigene, auf die sie nun schon seit Jahren warten; aber nie wird sie gezogen. Sie alle lauschen auf die Worte des Beamten an der braunen Trommel. Sagt er „fünnefhundert“, „tausend“ oder „zweetausend“, dann lächelt man nur verächtlich. Wer wird sich mit solchen Gewinnen abgeben, die meist noch in acht Teile gehen! Aber wenn es heißt „dreihunderttausend“, dann frißt der Neid rasch tiefe Falten in die Gesichter, und alle haben nur den einen Wunsch, daß keiner ihrer Bekannten diese Nummer spielen möge.

Vollkommen verschiedenes Benehmen zeigen Leute, die dabeistehen, wenn ihre Nummer mit einem Gewinn aufgerufen wird. Die Unbeherrschten rufen laut, daß sie gewonnen haben, lassen sich von allen beglückwünschen und landen meist in einer Kneipe, wo sie für die ganze Korona bezahlen dürfen. Die Klugen machen ein griesgrämiges Gesicht, stehlen sich hinaus, stürzen aber draußen in die nächste Droschke und lassen sich zu ihrem Kollekteur fahren, um das fest in der Hand geballte Los schnellstens zu deponieren.

Das Schlimmste, was die Zuhörer im Ziehungssaal treffen kann, ist das Entfallen eines großen Gewinnes auf eine Nummer, die der ihren ähnlich oder ganz in der Nähe liegt. Hat einer das Los Nummer 261 211 und das große Los fällt auf 261 212 oder 261 210, dann kann man die Menschen zittern sehen. Es ist, als sei das Glück eben leise durch den Raum gehuscht und hätte sie gestreift, aber nicht getroffen. So nah, so unendlich nah dem Reichtum und dem Ziel aller Wünsche gewesen zu sein, daß nur eine einzige Ziffer sie davon trennte, das ist mehr, als die Nerven der meisten vertragen können. Deshalb ist nicht jedem zu raten, der Ziehung beizuwohnen, es sei denn, er spiele kein Los! In diesem Falle macht die Sache höchstens noch Vergnügen.

E u b e r t.

Der wartende Chauffeur.

Vor längerer Zeit wurde von einem reichen englischen Sonderling ein amüsantes Stücklein berichtet. An einem schönen Herbstmorgen wollte besagter Herr eine kleine Probefahrt auf seiner neuen Jacht machen und nahm sich ein Mietsauto, um nach dem Hafen von Brighton zu fahren, wo seine Jacht lag. „Warten Sie hier,“ sagte er zum Chauffeur und ließ sich dann nach seinem Schiff bringen. Er hatte eigentlich nur eine Stunde fortbleiben wollen, doch die Jacht schoß so prächtig dahin, die Luft wehte so frisch und Lord William behagte es so wohl an Bord, daß er beschloß, gar nicht mehr an Land zu gehen, sondern gleich damit eine weite Reise anzutreten.

Und der Chauffeur, der doch von diesem Einfall des Herrn William keine Ahnung hatte, wartete mit undenklicher Ruhe am Strand von Brighton. Den folgenden Tag, die Tage darauf rückte und rührte er sich nicht. Nun bat er um die Erlaubnis, eine Art Schuppen zum Schutz für sich und sein Auto aufzurichten.

Monate verstrichen.

Der Chauffeur wartete. Er saß auf der Türschwelle seiner Hütte, rauchte seine Pfeife und hielt ein Journal in der Hand. Da eines Tages ward die Jacht des Lord William im Hafen signalisiert. Sie kehrte von ihrer fernen Reise zurück.

Die erste Person, die Lord William zu Gesicht bekam, als er an Land stieg, war der wartende Chauffeur. Der Lord zeigte keine Spur von Ueberraschung.

„All right,“ sagte er, „wieviel macht's?“

Der Chauffeur zog eine sorgsam geführte Rechnung hervor. Sie belief sich auf etwa 50 000 Dollar. Ohne eine Miene zu verziehen, riß Lord William ein Blatt aus seinem Scheckbuch, füllte es aus und reichte es dem Chauffeur. Dann ließ er sich zu seinem Hotel fahren und wollte hineingehen.

Doch der Chauffeur hielt ihn zurück. „Und die Fahrt zurück?“ —

„Ach, richtig,“ sagte Lord William und gab noch zwei Dollar.

Jottlieb erzieht . . .!

Gottlieb Haeselers Steckenpferd war, seine Leute zur Selbständigkeit zu erziehen. So sah er einmal nach Beendigung des Manövers einen einsamen Dragoner vorbeireiten. Sofort hatte er den Mann am Wickel.

„Sehen Sie dort hinten die Höhe?“

„Zu Befehl, Euer Exzellenz!“

„Gut, dann reiten Sie mal hin und melden mir, was das für ein Baum ist, der darauf steht!“

Bei glühender Hitze begann nun die Kritik, dauerte ewig lange, schließlich war Jottlieb fertig.

„So, meine Herren, nun müssen wir warten, bis der Dragoner zurückkommt.“

Seufzend wartete man. Da, endlich, kam der Dragoner angetrabt.

„Nun, mein Sohn, was ist das für ein Baum?“

„Das weiß ich nicht, Euer Exzellenz.“

„So — na dann reiten Sie noch mal hin und sehen nach.“

Ein allgemeines „Ach du lieber Gott!“ entrang sich unhörbar aus der gesamten Korona, die aber sofort, diesmal hörbar, aufatmete, denn der Dragoner nahm seinen Helm ab, holte ein paar durchgeschwitzte grüne Blätter heraus und reichte sie Jottlieb hin:

„Das habe ich aber mitgebracht, Euer Exzellenz!“

Das war etwas für den alten Haeseler. Da freute sich sein Soldatenherz.

„Sehr gut! Der Mann bekommt einen Taler!“

Worauf der Chef des Stabes, der immer den Schelm im Nacken zu sitzen hatte und die menschlichen Schwächen seines Grafen genau kannte, ganz bescheiden zum allgemeinen Gaudium fragte:

„Aus welchem Fonds, Exzellenz?“

Jottlieb guckte seinen Chef ganz verdutzt an. Dann machte er sein liebes listiges Gesicht, kniff ein Auge ein, fuhr mit der Hand in die Hosentasche, entnahm dieser ein uraltes Portemonnaie und krabbelte einen Taler heraus.

K. A. P.

Fröhliche Ecke.

Lieber Simplizissimus. In München war eine Ausstellung von Kinderzeichnungen. Die Erwachsenen bestaunen die Ideen der Kleinen und die Originalität der Ausführung. „Entzückend!!“ — „Reizend!“ — „Gottvoll!!!“ — „Phänomenal!!!“ — „Gletscherhaft!!!“ meint ein Maler, irgendwo aus Schwabing! „Wahnsinnig naiv,“ sagt der kleine Fritz zu Mama.

Verdrießlichkeit. Steinbach und Krachull ziehen den gleichen Strang als Sozien und Inhaber eines Betriebes für Damenkonfektion. Steinbach ist ein emsiger Mann, aber Krachull läßt den Strang manchmal gern auf ein Weilchen los und tummelt sich. Zu Beginn des Faschings erklärt Steinbach: „Nu' werd' ich Ihnen was sagen! Voriges Jahr haben Sie gebummelt im Fasching und mir allein die ganze Arbeit gelassen. Diesmal machen wir das umgekehrt.“ — Krachull ist peinlich berührt. „Na, hören Sie: bei der schlechten Geschäftslage — — da wollen Sie sich amüsieren?“

Eine Berühmtheit. „Wie heißt du?“ fragte der Kaufmann einen kleinen, frischen Jungen, der sich um eine Anstellung bei ihm bewarb. „George,“ antwortete der Junge. „Und dein Nachname?“ — „Stephenson.“ — „Oh, ein sehr bekannter Name, mein Kleiner, wenn ich so sagen darf.“ — „Ja, mein Herr, ich habe drei Jahre lang in dieser Gegend die Milch ausgetragen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter R o b e r t S t y r a, Poznań.